

Osnabrücker Jahrbuch
Frieden und Wissenschaft

III/1996

Dialog
Wissenschaft – Gesellschaft – Politik – Kultur

Universitätsverlag Rasch Osnabrück



Blick auf das Podium

Photo: E. Scholz

Friedensgespräch

1. Februar 1995

»Frauen in der politischen Verantwortung für den Frieden«

– Podiumsdiskussion –

Diskussionsleitung:

Lea Rosh

Direktorin des Landesfunkhauses Hannover des NDR

Bärbel Bohley

Malerin und Bürgerrechtlerin, Berlin

Barbara John

Ausländerbeauftragte des Senats von Berlin

Prof. Dr. Carol Hagemann-White

Lehrstuhl für Allgemeine Pädagogik/Frauenforschung, Universität Osnabrück

Lea Rosh

Einführung

Krieg lohne sich nicht, er zerstöre mehr, als er an Nutzen bewirke; die aufgeklärten Demokratien führten deshalb keinen Krieg mehr! So tönte es jahrelang aus allen öffentlichen Kanälen.

Die massenhaften Zerstörungen und Kriegsverluste, auch unter den Zivilbevölkerungen im Ersten und Zweiten Weltkrieg, die industriemäßige Vernichtung von Menschen durch die Nazis, die weltweite Erschütterung durch die Atombombenabwürfe auf Hiroshima und Nagasaki 1945, die militärische Niederlage der Amerikaner in Vietnam, die dennoch ungehemmte Fortentwicklung moderner Waffensysteme während des Ost-West-Konflikts bewirkten dieses grundsätzliche pazifistische Friedensverständnis. In der fundamental veränderten Situation der Menschheit, die mit der Atomenergie zugleich fähig wurde, sich selbst zu vernichten, ist der Weltfrieden zur Lebensbedingung des technischen Zeitalters geworden. Da Kriege – insbesondere Atomkriege – zerstören, was sie zu schützen vorgeben, war es folgerichtig, jeder Art von Militarismus entgegenzutreten.

»Dem soll die Hand verdorren, der noch einmal ein Gewehr in die Hand nimmt!« Diese Lehre des Zweiten Weltkriegs ist heute, 50 Jahre danach, anderen Positionen gewichen. »Versagen vor der ersten politischen Herausforderung des wiedervereinigten Deutschlands«, lautet der Vorwurf an diejenigen, die sich weigerten, den Einsatz deutscher Soldaten bei kriegerischen Auseinandersetzungen der UNO gutzuheißen.

Auch sonst werden gewalttätige Konflikte in anderen Teilen der Welt nicht mehr unter allen Umständen von unseren Regierenden verurteilt. Als der damalige SED-Generalsekretär Egon Krenz im Sommer 1989 die Ereignisse auf dem Platz des Himmlischen Friedens in Peking als »innere Angelegenheit« Chinas bezeichnete und eine »Einmischung« ablehnte, ging zu Recht eine Welle der Empörung durch die Öffentlichkeit. Heute, sechs Jahre später, erlaubt sich der deutsche Außenminister – ohne eine Spur der Schamröte im Gesicht und mit müder Reaktion in den Medien –, die brutale Vorgehensweise des russischen Militärs in Tschetschenien ebenfalls als innere Angelegenheit Rußlands zu bezeichnen.

Wen regt es heute wirklich auf, daß Kurden als untragbare Asylbewerber in die Türkei geschickt werden, obwohl jedem klar sein muß, daß Folter und menschenverachtende Behandlung viele dort erwartet. Wir müssen fragen, unter welchen Umständen wirklich Frieden gewollt wird, vor allem, wenn wir selber nicht betroffen sind. Diese Frage stellt sich besonders dann, wenn wir den Frieden als etwas begreifen, das mehr ist als nur die Abwesenheit physischer Gewalt.

Weil Friede heute mit den großen Weltproblemen zusammenhängt, verengt das traditionelle Gegensatzpaar Friede – Krieg die Problemsicht. Frieden ist nicht nur die Abwesenheit von Krieg, wie der französische Schriftsteller Giraudoux meinte. Für mich ist es selbstverständlich, daß Friedensverständnis ein immerwährender gesellschaftlicher Prozeß ist, der sich verbinden muß mit Friedenshandeln und mit Zielen wie Gerechtigkeit, Freiheit, Sicherheit und Humanität. Um innerhalb unserer Gesellschaft dauerhaften Frieden zu schaffen, ist es notwendig, die Ursachen für Not, Gewalt und Unfreiheit zu beseitigen, wenigstens aber zu mindern. Es geht also auch um Gewalt gegen Ausländer, gegen Frauen und gegen Minderheiten.

Haben Frauen eine besondere Verantwortung für den Frieden? Und wenn ja: welche?

Daß es leichter ist, die Zunahme der Gewalt und wirtschaftlichen Not in unserer Gesellschaft zu beklagen, anstatt etwas zu tun, um Mißstände strukturell zu beseitigen, ist mir klar. Genauso klar ist es, daß es einfacher für Politiker ist, Waffen und Soldaten in Krisengebiete zu schicken, anstatt dazu beizutragen, in diesen Ländern und in der eigenen Gesellschaft die Ursachen für Krieg und Gewalt beseitigen zu helfen.

Aber, was können wir tun? Und vor allem: Wer könnte Träger von Friedenshandeln sein? Die Politiker? Die haben genug damit zu tun, uns und sich – so gut es geht – zu verwalten. Eine Friedensbewegung? Die gibt es seit Jahren nicht mehr. Und die Frauen? Unbestritten haben die Frauen eine historisch wichtige Rolle in der Frage Krieg und Frieden gespielt, obwohl die »Verantwortung für den Frieden« keine frauenspezifische Angelegenheit ist. Die Geschichte beweist uns das. Die erste europäische feministische Frauenzeitung, die 1832 von der St. Simonistin Desiree Veret in Frankreich herausgegeben wurde, weist auffallende Parallelen zu heutigen feministischen Zeitschriften auf: Es ging schon vor mehr als 150 Jahren nicht allein um die Forderung nach sozialer und rechtlicher Gleichstellung der Frau, sondern um die Auffassung, daß von der Befreiung der Frau die völlige Veränderung der Gesellschaft ausgeht. Ich zitiere: »Die weltumfassende Gemein-



Lea Rosh

Photo: E. Scholz

schaft wird anbrechen, die Zukunft wird friedlich sein, nie mehr Krieg, nie mehr nationales Gegeneinander, Liebe für alle.«

Die Geschichte zeigt jedoch, daß Weiblichkeit und Pazifismus keine miteinander verbundenen Eigenschaften sein müssen. In der Revolution von 1848 griffen die Barrikadenkämpferinnen beispielsweise zu den Waffen, die radikale Frauenrechtlerin Käthe Schirmacher wollte im Ersten Weltkrieg einen Frauen-Landsturm aufstellen, andere Frauenrechtlerinnen bejubelten 1914 – genauso wie große Teile der SPD und der Gewerkschaftsbewegung – die deutsche Kriegspolitik. Aber auch diese Ereignisse konnten engagierte Frauen nicht davon abhalten, die besondere Friedenseigenschaft der Frau zu betonen. Sie erklärten diese Erscheinungen mit der inneren Wesensverklavung von Frauen, die die männliche Weltanschauung total übernommen hätten. Die Frauen selbst seien von Natur aus zur Friedfertigkeit bestimmt, weil sie als potentielle Mutter mehr an der Erhaltung des Lebens interessiert seien als die Männer.

Es war vor allem die Begründerin der deutschen und österreichischen Friedensbewegung Bertha von Suttner, bekanntgeworden mit ihrem Roman *Die Waffen nieder* (1899), die an die von Natur gegebene Friedfertigkeit von Frauen nicht glauben mochte: »Es ist durchaus nicht richtig, wie manche behaupten, die in der Friedensbewegung nur eine unmännliche Sentimentalität sehen, daß alle Frauen von Natur aus dem Kriege abhold sind.« Und sie fährt fort:

»Nein, nur die fortschrittlich gesinnten Frauen, nur solche, die sich zu sozialem Denken erzogen haben, sind es, die die Kraft haben, sich von dem Banne tausendjähriger Institutionen zu befreien, und zugleich die Kraft aufbringen, dieselben zu bekämpfen. [...] Dabei werden und dürfen sie ihre spezifisch weiblichen Eigenschaften, als da sind: Milde, Reinheit, Mitleid, warme Menschenliebe nicht zurückdrängen, sondern in der Erlangung einer höheren Zivilisationsstufe mit in den Dienst stellen.«

Es sind hundert Jahre vergangen, Kriege und Gewalt hat es dennoch gegeben, schlimmer als in allen Jahrhunderten zuvor. Können wir eigentlich noch den Mut haben anzunehmen, daß Kriege und gesellschaftliche Gewalt sich verhindern lassen? Besteht nicht vielmehr Anlaß zur Resignation? Diese und andere Fragen wollen wir zu beantworten versuchen.

Diskussion:

Rosh: Bärbel Bohley, warum engagierten sich so viele Frauen in der ehemaligen DDR – offensichtlich mehr als in der Bundesrepublik – in der Initiative »Frieden und Menschenrechte«?

Bohley: Diese Initiative bestand ausschließlich aus Frauen, und zwar nicht so sehr deshalb, weil wir uns als Feministinnen fühlten, sondern weil wir der Auffassung waren, daß es für die politische Arbeit in der DDR besser ist, etwas zu machen, womit nicht gerechnet wird. Die Machthaber in der DDR hatten nie mit Frauen gerechnet, und so fragten sie sich auch, was wir denn da eigentlich tun, suchten immer die »Hintermänner«, die es natürlich nicht gab. Erst nach etwa einem Jahr trauten sie sich, direkt gegen die Frauen vorzugehen – wobei es dann eigentlich auch blieb. Was wir dem Westen vielleicht voraus hatten, war die direkte Erfahrung, daß Frieden und Menschenrechte zusammengehören. Deshalb engagierten sich immer viele Frauen in den kirchlichen und außerkirchlichen Friedensgruppen. Wir hatten einen Gegner gemeinsam: das System in der DDR, und das wollten wir verändern.

Rosh: Hatte das vielleicht auch mit der – von uns nur scheinbar wahrgenommenen – eher verwirklichten Gleichstellung von Frauen in der DDR zu tun?

Bohley: Das würde ich in diesem Zusammenhang nicht sagen. Die Frauen waren formal natürlich gleichgestellt und engagierten sich auch in verschiedenen, vom Staat angebotenen politischen Einrichtungen. Daß aber so viele Frauen in oppositionellen Gruppen mitmachten, hat eigentlich mehr mit dem Leidensdruck zu tun, dem Frauen und Männer gleichermaßen unter diesem System ausgesetzt waren. Erst mit der Wende ist das auseinandergefallen. Plötzlich sind ja merkwürdigerweise so viele Männer in die Politik gegangen, und die Frauen finden sich kaum noch in der ersten Reihe. In der Friedensbewegung hingegen waren die Frauen eigentlich immer mit vorn.

Rosh: Nun, das kennen wir ja auch aus der Nachkriegszeit. Nach 1945 haben die Frauen hier zunächst die Drecksarbeit gemacht und sind dann ebenfalls zurückgedrängt worden. Frau John, was meinen Sie dazu?

John: Ein Wort zu Ihrer Frage an Bärbel Bohley: Ich will den Widerstand von Frauen in der Ex-DDR nicht mit der Ohnmacht von Ausländerbeauftragten vergleichen, aber bemerkenswerterweise gibt es nur ganz wenige Männer, die Ausländerbeauftragte sind (die meisten davon übrigens in den neuen Bundesländern, weil das plötzlich ein attraktiver Job zu sein schien unter den wenigen, die es dort gab). Meiner Ansicht nach hat das etwas damit zu tun, daß Frauen es besser aushalten, zwischen den Stühlen zu sitzen, unpopulär zu sein und trotzdem beharrlich und wagemutig an einer Aufgabe zu wirken. Das ist eine Erfahrung, die man überall und immer wieder – sogar in der U-Bahn – bestätigt findet. Wenn es zu Streitigkeiten oder auch zu Gewaltandrohung kommt, dann sind es in der Regel Frauen, die dazwischengehen. Aber das ist an sich eine Banalität, das erwartet schon beinahe jeder.

Rosh: Ich bin da nicht so sicher. Ich vertrete eher die Auffassung, daß Frauen nicht die besseren Menschen sind. Sie haben die schlechteren Erfahrungen gemacht, waren über Jahrhunderte noch unterdrückter, als sie es heute immer noch sind. Frauen haben natürlich nicht die gleichen Berufschancen wie Männer, und ich frage Sie: Könnte es nicht mit der grundsätzlich anderen Sozialisation der Frauen zusammenhängen, damit, daß sie – anders als die Männer – durch Erfahrung einfach noch nicht so verdorben sind in dem Ehrgeiz, eine berufliche Karriere zu machen?

John: Ja, das wollte ich damit sagen.

Bohley: Genau dieses aber war ja auch wiederum das Verbindende unter den Oppositionellen in der DDR, weil nämlich Männer und Frauen gleichermaßen keine Karrierechancen hatten. Das führte natürlich zu einer anderen Solidarität, die 1989 sofort verschwunden ist. Und das eigentlich Erstaunliche ist, daß dies kaum Spuren hinterlassen hat.

Rosh: Frau Hagemann-White, Sie sollten sich jetzt einmischen! Sie haben einen, wie ich finde, sehr interessanten Aufsatz publiziert mit dem Titel: »Hat die neue Frauenbewegung die politischen Partizipationsformen und Wirkungsmöglichkeiten von Frauen verändert?« Darin schreiben Sie über die Beziehung von Frauen zu Macht und Einfluß. Sie differenzieren das. Könnten Sie etwas ergänzend zu dem sagen, was wir jetzt schon festgestellt haben?

Hagemann-White: Seit Anfang der 1980er Jahre, seitdem es eine Frauenfriedensbewegung gibt, haben wir eine Diskussion darüber, daß in irgendeiner Weise militärische Gewalt und männliche Gewalt im Alltag miteinander zusammenhängen und daß dies ein männliches Monopol darstellt, mit dem die Frauen weniger zu tun haben. Sicherlich sind – historisch gesehen – Frauen weniger gewalttätig, weniger militärisch gewesen (und sind es auch heute noch), aber das bringt uns dem Frieden nicht näher, geht am eigentlichen Problem vorbei. Denn die Aufspaltung, wonach die Männer das Gewaltmonopol hatten und den Krieg verursachten, hingegen die Frauen friedlich und lieb waren, hat Kriege immer wieder leicht ermöglicht. Das Problem des Friedens und die Frage unserer politischen Verantwortung für ihn stellt sich im Hinblick darauf, die Gesellschaft insgesamt zu verändern. Auch wenn dem so wäre, daß wir speziell bei Frauen eine Art Fähigkeit zum friedlichen Umgang oder eine sozialisatorische Neigung vorfinden, sich nicht so für Krieg zu begeistern, würde dies das Problem nicht lösen, weil wir uns immer noch auf diese Aufspaltung beriefen – selbst wenn die Frauen jetzt wirklich diejenigen sind, die begreifen, daß Krieg nicht mehr in Frage kommen darf.

Rosh: Glauben Sie ernsthaft, daß Frauen weniger zu Krieg neigten, wenn sie die nötige politische Macht und den Einfluß hätten?

Hagemann-White: Das habe ich nicht gesagt! Sie haben die Macht nicht, sie haben den Einfluß nicht, sie haben auch viele Verhaltensweisen nicht gelernt...

Rosh: Na, Frau Thatcher hat uns aber etwas anderes vorgemacht. Wenn ich mich an den Falkland-Krieg erinnere, da hat sie tapfer ihre Jungs in den Tod geschickt, und zwar offensichtlich ohne mit der Wimper zu zucken.

Hagemann-White: Nun, das finde ich einfach uninteressant, und zwar nicht deswegen, weil ich Frau Thatcher aus der Weiblichkeit ausgrenze, sondern weil die große Mehrheit von Frauen sich nicht in einer solchen Position von Macht und Entscheidung befindet.

Rosh: Wenn sie es aber wäre?

Hagemann-White: Dann hätten wir andere Gesellschaftsverhältnisse, in denen Frauen und Männer tatsächlich gleichberechtigt wären.

Rosh: Stellen Sie sich mal vor, wir hätten lauter Frau Thatchers: Wäre der Umgang mit Krieg, mit Gewalt dann anders, als wir es jetzt in einer Gesellschaft gewöhnt sind, in der einschlägige Entscheidungen von Männern gefällt werden? Sind Frauen die besseren Menschen? Darauf läuft es doch hinaus!

Hagemann-White: Die Frage selbst finde ich unsinnig; sie kann auch nichts zu unserem heutigen Thema beitragen. Das Problem ist ja, daß wir alle nicht in der Lage sind, gemeinsam einen Zustand des Friedens herzustellen. Die Frage danach, wer die besseren, wer die schlechteren Menschen sind, bringt uns nicht weiter. Wir müssen statt dessen überlegen, wie eine Friedenspraxis beschaffen sein muß, welche die Ursachen und die Zusammenhänge von Gewalt auch wirklich verringert bzw. durchschaubar macht. So haben seit Anfang der 80er Jahre Frauen der Frauenfriedensbewegung darüber geschrieben, daß es frappierende Ähnlichkeiten gibt zwischen Männergewalt im Alltag (also sexuelle Gewalt, Mißhandlung u. ä.) und Kriegsgewalt, militärische Kriegführung. Wie

konkret das werden kann, sehen wir jetzt im ehemaligen Jugoslawien, wo dienstlich angeordnete Vergewaltigungen stattfinden. Aber mit diesen Beschreibungen von Zusammenhängen bleiben wir auf den Krieg fixiert. Entweder beschreiben wir Frauen als diejenigen, die nicht vergewaltigen, ihre Partner nicht mißhandeln, keine Kriege organisieren und keine Vergewaltigungen anordnen. Dann kann man eigentlich nur auf eine andere Kraft hoffen, welche die Gewalt entmachten könnte und die ich allerdings nicht sehe. Oder wir bleiben dabei, jenen Zusammenhang immer wieder neu zu beschreiben und unsere Ohnmacht so zu bestätigen. Die Frage nach der politischen Verantwortung für den Frieden besteht aber darin, einen Prozeß der Veränderung der Gesellschaft voranzutreiben. Ich denke, daß Frauen in der Frauenbewegung in der Tat bisher zu wenig unternommen haben, um eine Vorstellung von einer Gesellschaft beider Geschlechter und eine Praxis zu entwickeln, die alltägliche und militärische Gewalt weniger denkbar und weniger wirklich macht.

John: Auch ich halte die Frage, ob Frauen bessere Menschen sind, für unangemessen, ja, sogar für ein wenig gefährlich, und zwar aus folgendem Grund: Ich habe mich in meinen Jugendjahren nie an einer Abrüstungsdemonstration beteiligt, weil ich das Konzept, man müsse nur die Waffen abschaffen und schon seien alle friedlich, nie sehr überzeugend fand. Was mich viel mehr überzeugte (und was heute Teil meiner Arbeit ist), ist der Kampf gegen Feindbilder, gegen Mythen, gegen Rechthabereien und gegen die Suche nach einer allzu billigen Wahrheit, die allesamt suggerieren, man müsse nur die richtigen und die guten Menschen suchen und die anderen aussondern, und dann hätten wir harmonische und konfliktfreie Verhältnisse. Eine solche Tendenz hat auch die Frage, ob Frauen die besseren Menschen sind: Nun laßt uns mal die Männer in Vorbeugehaft nehmen, damit endlich der große Weltfrieden ausbrechen kann! Solche Fragen schaffen Feindbilder, und ich begegne diesen Mythen sehr häufig in meiner Arbeitspraxis. Etwa in der Auffassung, daß es in Deutschland weniger Gewalt gäbe, wenn hier nur Deutsche lebten. Es gab ja Zeiten, da hier fast ausschließlich Deutsche lebten, die sich dann untereinander die Schädel einschlugen oder diejenigen unter den Deutschen diskriminierten und verfolgten, die irgendwie »anders« waren oder dazu gemacht wurden. Der Kampf gegen die Feindbilder und Mythen scheint mir der wichtigste Kampf zu sein, um die Ursachen von Gewalt und Kriegen schon im Ansatz auszuräumen.

Bohley: Natürlich glaube auch ich nicht, daß Frauen bessere Menschen sind. Es muß vielmehr darum gehen, insgesamt etwas zu verändern. In dieser Hinsicht sehe ich jedoch große Probleme. Ich hatte – aus Sicht von außen, aus der DDR – den Eindruck, daß es im Westen eine starke Frauenbewegung und eine starke Friedensbewegung gab, die nun plötzlich, nach der Wende, verschwunden sind. Sehr viele Leute, die ich sehr schätze, die sich früher als Pazifisten bezeichneten und zur Gewaltlosigkeit bekannten, sehen heute – angesichts der offen darliegenden Konflikte – diese Möglichkeit nicht mehr, halten vielmehr Gewalt für ein denkbare Instrument zur Konfliktregelung. Ich stehe jedoch nach wie vor zu meinem Standpunkt, daß mit Gewalt niemals Gewaltlosigkeit hergestellt werden kann. Wer sich heute zur Gewaltfreiheit bekennt, erfährt kaum noch Ermutigung, wird hingegen immer häufiger als Phantast verschrien oder angegriffen. Die Suche nach neuen Methoden der gewaltfreien Konfliktregelung ist m. E. so gut wie aufgegeben worden, so daß ich das Gefühl habe, wieder von vorn anfangen zu müssen. Und das ist eigentlich das Ermüdende.

Hagemann-White: Vielleicht hängt das damit zusammen, daß auch in der Friedensbewegung zu wenig konkret darüber nachgedacht wird, was unter »Frieden« zu verstehen ist.

Es gibt zwar immer wieder die Aussage: Frieden muß mehr als die Abwesenheit des Krieges bedeuten. Johan Galtung bewegt sich z. B. mit der Frage, ob es zukünftig Nationalstaaten oder eine Weltregierung geben sollte, auf einer hohen Abstraktionsebene. Wer kann sich das konkret vorstellen und fühlt sich demnach auch verantwortlich? Die Vorstellung »Frieden« ist nicht wirklich ausgefüllt, nicht als Prozeß und Praxis – die wir entwickeln können – gedacht worden; vielmehr dominiert immer noch die Vorstellung von der »Abwesenheit des Krieges«, und zwar sowohl in der Friedensforschungsdiskussion wie auch in der Diskussion der westlichen Frauenfriedensbewegung.

Rosh: Ich greife noch einmal Bärbel Bohleys Frage auf. Warum macht sich die Friedensbewegung hier seit etwa dem Golfkrieg nicht mehr bemerkbar (was noch freundlich formuliert ist)?

Hagemann-White: Während des Golfkrieges ist es auf sehr geschickte Art – durch die doppelte Inszenierung vom sauberen Krieg und vom Krieg gegen einen Teufel, den man mit Hitler verglichen hat – für viele Menschen moralisch schwierig gemacht worden, sich für friedliche Konfliktregelungen einzusetzen. Zuvor war es für sehr viele Intellektuelle leichter, den Krieg generell abzulehnen. Mit dem Golfkrieg glaubten nun offensichtlich viele hier im Westen und besonders in Deutschland, entweder schweigen zu müssen oder zu konzedieren, daß es doch Situationen gibt, die den Einsatz von Waffengewalt etwa gegen einen mit Hitler gleichgestellten Saddam Hussein rechtfertigen. Das scheint mir eine der Kippstellen zu sein. Aber ich frage mich auch, wie weit eigentlich die Vorstellungen von einem möglichen praktikablen Frieden entwickelt waren? Friedenspraxis ist nichts Dramatisches, wie etwa entsprechend inszenierte Demonstrationen; sie muß sich vielmehr langfristig umsetzen.

Rosh: Dennoch hatten wir große und bewegende Friedensdemonstrationen in Deutschland, und ich bin mir nicht so sicher, ob wir den Golfkrieg als Zäsur nehmen können. Hängt das nicht vielleicht eher mit dem Abbau des alten Feindbildes vom »drohenden Russen« zusammen?

Bohley: Ich glaube, das Abflauen begann bereits '89 mit dem Zusammenbruch im Osten. Da tauchten falsche Illusionen und berechtigte Hoffnungen auf, die sich aber nicht einfach bestätigt oder als verfrüht erwiesen haben. Und was Galtung betrifft, muß ich sagen, daß er für mich nicht wirklich die Friedensbewegung repräsentiert; da würde ich vielmehr die »Graswurzelrevolution« nennen, die vielen kleinen Gruppen, Selbsthilfeinitiativen und alles das, was »von unten« gewachsen ist. Und da ist auch sehr viel erreicht worden. Zusammengebrochen ist der gemeinsame Wille, was daran liegen mag, daß wir plötzlich erkennen, wie kompliziert die Welt ist und wie schwierig die Aufgaben sind, die wir jetzt bewältigen müssen. Es ist also nicht mehr so leicht, Einigkeit herzustellen. Worauf es jetzt ankommt, ist, zu begreifen, daß die Geschichte nicht mehr nur von den Völkern, sondern auch vom Einzelnen gemacht wird. Daraus resultieren aber neue Fragen, die man erst einmal klären muß.

Rosh: Sind die Fragen wirklich so neu, und sah die Welt denn tatsächlich vorher anders aus, Frau John?

John: Als die Weltmächte sich an Kriegen beteiligten, war es ohne Zweifel viel einfacher, sich einzuordnen. Da stand man entweder auf der Seite der Guten – und das war immer

eine Frage der eigenen Einordnung und Betrachtung – oder auf der Seite der anderen Guten. Seit es diese Lagerbildung nicht mehr gibt, sind auch die simplen und sehr bequemen Feind- und Freundbilder verschwunden. Natürlich ist es für alle erstaunlich, daß seitens der Friedensbewegung keinerlei Demonstrationen etwa zum Krieg auf dem Balkan stattfanden. Auf welche Seite sollte man sich auch stellen? So gibt es gegenwärtig auch keine Demonstrationen gegen Rußland, denn diejenigen, die vorher gegen Amerika demonstriert haben, halten es für ausgeschlossen, dies nun gegen Rußland zu tun. Dennoch ist es schon eigenartig, daß die Friedensbewegung nur so lange wirklich aktiv und lebendig war, wie es die Blockbildung gab, als ginge es nun nicht mehr darum, gegen jede Gewalt und gegen jeden Krieg Stellung zu beziehen. Es ist ganz eindeutig: Das Auseinanderbrechen der weltpolitischen Lager hat die Friedensbewegung geschwächt. Ich bedauere das deshalb besonders, weil sie durch ihre Kreativität und Kraft einiges erreichen könnte, um diese starken regionalen Konflikte ein wenig einzudämmen.

Hagemann-White: Frau John, könnte es sein, daß der Zusammenbruch des Ostens und die Öffnung zum Osten hin auch ganz andere Ängste hat aufkommen lassen? Die Vorstellung, daß man die immer chaotischer werdenden Zustände in Rußland eines Tages nur noch militärisch in den Griff bekommt, scheint auch in Deutschland um sich zu greifen. Der »große weite Osten« hatte Ängste und Befürchtungen provoziert, die früher gebannt waren durch Mauer und Warschauer Pakt. Man konnte sich zwar moralisch empören über das, was da geschah, aber es war gewissermaßen unter Kontrolle.

John: Ich glaube, es gibt noch einen weiteren Grund. Deutschland muß nach seiner Vereinigung und nach dem Aufbrechen der Blöcke plötzlich eine neue, aktivere Rolle übernehmen, was unglaublich viel schwieriger ist, als die des passiven Zuschauers einzunehmen, des sozusagen »neutralen« Dritten, der sich vielleicht auf diese oder jene Seite schlagen kann. Das ist für uns heute nicht mehr möglich. Am Beispiel des Krieges in Bosnien-Herzegowina wird das sehr deutlich: In Berlin leben ca. 25.000 junge Kriegsflüchtlinge aus diesem Land. Wenn ich mich mit diesen Jugendlichen unterhalte, sehe ich unmittelbar, wie hin- und hergerissen sie sind. Einerseits sind sie enorm erleichtert, nun in Sicherheit und nicht länger dem Morden ausgesetzt zu sein. Andererseits fühlen insbesondere die jungen Männer auch Scham und ein permanentes schlechtes Gewissen darüber, daß sie nun sicher leben, das Gymnasium besuchen können, Medizin studieren wollen, während andere sich totschießen lassen müssen. Diese zwei Herzen in einer Brust, die spüren wir auch selbst angesichts dieses Konflikts. Welcher ist denn der richtige Weg? Wo steht man auf der richtigen Seite? Hier eine klare Entscheidung zu treffen, ist unglaublich schwierig, und solange man sich heraushalten kann (und das versucht Herr Kinkel ja auch weitgehend), ist das eine bequeme Position. Diese Position kann man aber nicht dauernd aufrechterhalten, irgendwann muß man auch Verantwortung übernehmen. Aber nicht unbedingt durch den Einsatz von Tornado-Bombern.

Rosh: Das wollte ich Sie aber gerade fragen! UNO-Einsätze, Beteiligung Deutschlands: ja oder nein? Wie stellen sich Frauen in dieser Frage zur politischen Verantwortung für den Frieden? Können wir uns da auf die Dauer heraushalten, Frau John?

John: Natürlich habe auch ich auf diese äußerst schwierige Frage keine abschließende Antwort. Aber eines weiß ich mit Gewißheit: Wir Deutsche können uns nicht als einzige Nation mit scheinbarer moralischer Überlegenheit heraushalten und andere dieses Geschäft erledigen lassen. Das wäre sowohl moralisch fragwürdig als auch unverantwort-



Bärbel Bohley und Barbara John während der Begrüßung

Photo: E. Scholz

lich. Es ist entsetzlich zu sehen, daß so viele Menschen sterben müssen, weil niemand den Mut hat, auch mit den Mitteln des Krieges den Krieg im ehemaligen Jugoslawien zu beenden. Ich bin in diesem Punkt keine absolute Pazifistin; und auch der fünfzigjährige Frieden, den wir genießen, ist nicht herbeigebetet worden und auch nicht durch gute Intentionen in Europa zustande gekommen, sondern weil viele Menschen das Opfer ihres Lebens gebracht haben.

Rosh: Bärbel Bohley als »Pazifistin um jeden Preis« (oder sehe ich das zu scharf?) wird da sicherlich eine andere Position vertreten!?

Bohley: Ja, ich habe da eine andere Position, die sich natürlich auch ganz anders, und zwar ziemlich geradlinig, entwickelt hat. Ich wurde in Berlin geboren, 1945, und bin in dieser kaputten Stadt groß geworden. Zu meinen ersten Fragen gehörten: Warum gibt es Krieg? Wie verhindert man Krieg? Niemand konnte mir eine Antwort geben. Und wie man sich als Kind dann selbst die Antwort gibt, so habe auch ich mir selbst eine gegeben, die lautete ganz naiv: Es darf keiner hingehen, oder die Mütter müssen ihre Kinder verstecken... Natürlich weiß ich heute, daß die Frage nach den Ursachen des Krieges sehr schwierig zu beantworten und Friede nicht so einfach zu realisieren ist. Dennoch sage ich immer noch, daß dieses Nicht-Hingehen, dieses Sich-Verweigern keine Feigheit, sondern besonders mutig und wichtig ist. Man kann es zwar von den Menschen nicht unbedingt erwarten, wohl aber von sich selbst verlangen. Und auf diese Weise ist es für mich ein ziemlich gerader Weg gewesen, der sich auch bei den gewaltigen, friedlich verlaufenen Veränderungen des Jahres '89 bewährt hat.

Rosh: Nun konnten wir Deutsche 1945 aber nur mit kriegerischen Mitteln befreit werden. Die Niederschlagung des Hitlerwahnsinns wäre bei einer pazifistischen Position der

Sowjets, der Amerikaner, Briten usw. unmöglich gewesen. Die Frage nach einem militärischen Einsatz ist eine sehr schwierige, die nicht mit einem einfachen Ja oder Nein beantwortet werden kann und wobei vor allem die jeweilige Situation entscheidend ist.

Bohley: Das ist sicherlich richtig. Dennoch sollte immer zunächst gefragt werden: Welche anderen Möglichkeiten gibt es? Und die gibt es in Jugoslawien, und die gab es am Golf; nur werden sie gar nicht erst voll ausgeschöpft! Viel zu schnell sagt man sich: Jetzt hilft nur noch Gewalt, um das Problem zu lösen! Und daran glaube ich nicht. Zwar gibt es manchmal im Leben Situationen, in denen man Gewalt ausüben muß. Das mag auch in den Auseinandersetzungen zwischen Völkern nicht immer ausbleiben. Aber wir müssen zuerst immer nach anderen Möglichkeiten suchen, nicht gleich über Kampfeinsätze diskutieren, sondern darüber nachdenken, auf welche Weise friedliche Mittel bis zum letzten ausgeschöpft werden können.

Hagemann-White: In der Tat haben wir weitaus intensiver über die eigentliche Frage nachzudenken: Wie entwickeln wir eine Praxis, welche die Ursachen kriegerischer Konflikte beseitigt? Dazu müssen viele Feindbilder, viele Hemmungen und Tabus überwunden und Wege der Zusammenarbeit über Abstände, Ängste und Unterschiede hinweg gefunden werden. Ohne dies in Angriff zu nehmen, geraten wir immer wieder neu in Situationen, die uns nur noch die Wahl lassen zu entscheiden, Gewalt zu erdulden oder anderen Gewalt anzutun.

John: Ein Beispiel dazu: Rupert Neudeck von Cap Anamur hat mir vor ein paar Tagen über seine Reise nach Tschetschenien berichtet und daß er dort zahlreiche Vor-Urteile und Feindbilder, die auch er im Kopf gehabt hatte, revidieren mußte. Er hat mir versichert, die Tschetschenen seien eines der warmherzigsten, bestorganisierten und freundlichsten Völker, die er kennt. Sie hätten sich rührend um die – feindlichen – russischen Soldaten gekümmert, die verletzt in den dortigen Krankenhäusern liegen. Hier können wir Vorurteile überwinden und gleichzeitig Hilfe zur Vermeidung oder wenigstens Linderung kriegerischer Konflikte leisten! Statt dessen verbreiten wir hier in Deutschland und im übrigen Westeuropa ein unverbindliches Weltethos, wonach man keine Kriege führen dürfe, treiben aber gleichzeitig eine bedenkenlose Realpolitik, indem wir gar nichts tun. Warum sind wir nicht diejenigen, die humanitäre Aktionen (Lazarette, Zelte, Nahrungsmittel, Wasser) für Tschetschenien starten, die dort dringend erforderlich sind? Die Antwort liegt auf der Hand: Weil man damit möglicherweise den Russen auf die Füße träte. Aber das müssen die eben aushalten.

Rosh: Frau Hagemann-White, Sie schreiben in Ihrem eben von mir zitierten Aufsatz über die Rolle der Frauen zur Macht, daß Frauen Zuarbeit leisteten, Gehilfinnen, Wegbereiterinnen für Männer waren – womit Sie wohl eher die Vergangenheit meinen. Ein Satz heißt bei Ihnen: »Sie nahmen anders teil als Männer.« Trifft das heute auch noch zu? Wie können wir uns als Frauen stärker einbringen hinsichtlich der politischen Verantwortung für den Frieden?

Hagemann-White: Wir brauchen uns nur den Bundestag anzuschauen. Natürlich nehmen Frauen anders teil. Weniger auf manchen Ebenen und in verschiedenen Bereichen. Aber es ist die Frage, ob das ein qualitativer oder nur ein quantitativer Unterschied ist. Ich denke, wir sind deswegen auf der Ebene der großen Politik so wenig in der Lage, wirkliche Alternativen zum Krieg zu entwickeln, weil innerhalb der Gesellschaft an Befrie-

dung sehr wenig getan wird oder erreicht worden ist. Die Praxis der Befriedung innerhalb unserer Gesellschaft scheint Frauen stärker zu interessieren als Männer, gleichzeitig allerdings mit einer Neigung, sich selbst als Opfer oder in der Rolle der Unschuldigen und der moralisch Unberührten zu sehen. Oder aber zu protestieren, zu kritisieren. Helke Sander schrieb in diesem Zusammenhang bereits 1980: »Wollen wir nur meckern? Wollen wir uns als die besseren Menschen beweisen und in Szene setzen? Oder wollen wir wirklich etwas tun?« Das bezog sich durchaus auf Verhältnisse, in denen Gewalt zwischen Frauen und Männern täglich passiert, aber nicht als Feind und Opfer, sondern in Verbundenheit miteinander. Wir müssen Formen des Eingreifens, des Veränderns entwickeln, die diese Widersprüchlichkeit festhalten. Gewalt findet statt, wir sehen sie, nennen sie beim Namen, wissen gleichzeitig, daß die Beteiligten miteinander verbunden sind. Analog scheint es mir auch auf nationaler und internationaler Ebene zu sein, und so müssen wir uns fragen: Wie schaffen wir es, daß Menschen, die Gewaltpotentiale haben oder erleben, dennoch miteinander umgehen und Möglichkeiten finden, die Gewalt zu bannen oder zu verringern, dabei einzugreifen, aber nicht mit einer Steigerung von Gewalt? Ich meine, daß auch Frauen gute Gründe haben, sich auf dieser praktischen Ebene zu engagieren.

Rosh: Das trifft genau das, was auch Frau John zuvor bereits gesagt hat. Konkrete Frage dazu an Frau John: Sie haben intensiv mit Ausländern, mit Minderheiten und damit gegen diese Gruppen gerichteten Aggressionen zu tun. Wie können wir wirksam dem Gewaltpotential in unserer Gesellschaft begegnen?

John: Ja, Sie hören mich tief seufzen! Wir versuchen das durch vielfältige Maßnahmen auf einer sehr praktischen Ebene, was allerdings oft äußerst schwierig ist. Beispielsweise unsere Arbeit mit rechtsradikalen Jugendlichen, mit denen wir Trainings zur sog. kulturübergreifenden gewaltfreien Verständigung unternehmen. Dann sitzt meine Mitarbeiterin mit diesen Kahlgeschorenen über ein Wochenende zusammen, wobei wir sie auch mit ausländischen Jugendlichen zusammenbringen. Das geht manchmal gut, manchmal auch nicht. Oft sagen sie, es hat ihnen gefallen und Spaß gemacht. Wir können nur hoffen! Noch ein weiteres Beispiel, allerdings nicht aus Berlin: Nach einigen besonders eklantanten rechtsradikalen Vorfällen kam jemand auf die Idee, mit solchen Jugendlichen in die Türkei zu fahren, und zwar gemeinsam mit türkischen Jugendlichen. Man ritt Pony, sprang zusammen ins Mittelmeer, aß türkisch, tanzte Folklore, und dann kamen sie zurück und wurden gefragt: Haßt Du immer noch die Türken? Antwort: Nee, Türken nicht mehr, aber Asylbewerber.

Rosh: Wie furchtbar!

John: Nun, es werden eben auch unglaublich naive Ansätze ausprobiert. Da kann man nur staunen, wofür das Geld hinausgeworfen wird. Wir müssen immer wieder bei den Kindern beginnen! Entscheidend in der Prävention von Gewalt ist m. E., ich-starke, mit gesundem Selbstbewußtsein ausgestattete Kinder zu erziehen. Ich erinnere mich an meine eigene Erziehung: Wir hatten eine sehr strenge Lehrerin, die das petzende Kind ebenso bestrafte wie das verpetzte. Und so verschwand das Petzen aus der Klasse. Die kluge Frau hatte sich gesagt: Dieser Verstoß, na gut, der stört die Ordnung, aber daß jemand hingeht und den anderen verpfeift, das ist noch schlimmer! Das meine ich damit, ichstarke Kinder zu erziehen.

Rosh: Bärbel Bohley, nach der Wende 1989 haben viele erwartet, Sie würden ein auf möglichst hoher Ebene angesiedeltes politisches Amt übernehmen. Statt dessen haben Sie sich aus der Politik zurückgezogen. Gibt es, wenn man in politischer Verantwortung steht, nicht *mehr* Möglichkeiten, Einfluß auf den Lauf der Dinge zu nehmen?

Bohley: Das kann durchaus sein. Manchmal, wenn ich schwach bin, wünsche ich mir das sogar. Dennoch bedeutet meine Haltung keinen Rückzug aus der Politik, denn Politik findet ja auf mehreren Ebenen statt, und ich bin genau auf der Ebene, die meiner Meinung nach gestärkt werden muß. Es kommt wirklich darauf an, daß sich auf dieser untersten Ebene ich-starke Menschen befinden. Das Gegenteil zur Gewalt ist für mich eine Art geistige Wehrhaftigkeit, d. h., man muß sich im Kopf mit den Problemen auseinandergesetzt haben, und das bedeutet natürlich, miteinander zu sprechen und nicht von oben auf etwas einzuwirken. Was ich persönlich möchte und wobei ich auch quer durch die ganze Gesellschaft Verbündete suche, ist, der Suggestion von Gewalt (so empfinde ich das gegenwärtig) etwas entgegenzusetzen. Überall und ständig denkt man darüber nach, wie die Polizei oder die Armee gestärkt werden kann, ob wir mit militärischen Mitteln in Jugoslawien oder sonstwo eingreifen, ob wir gegen die russische Mafia den »Großen Lauschangriff« einsetzen sollen. Es geht also immer darum, die staatlich sanktionierte Gewalt auszubauen. Hingegen denken wir kaum darüber nach, welche gewaltfreien Methoden wir jetzt finden müssen oder auch anbieten können.

Rosh: Und wie kann man das ohne politische Machtpositionen umsetzen?

Bohley: In meiner guten DDR hatten wir es ja in gewisser Weise geschafft...

Rosh: Hatte aber auch noch ein paar andere Ursachen!?

Bohley: Sicherlich. Es hat aber auch bestimmte, in der Gesellschaft liegende Ursachen, daß man jetzt offensichtlich wieder auf die Gewalt vertraut oder glaubt, darauf bauen zu können. Das kann aber kein Ausweg sein, wir müssen vielmehr über gesellschaftliche Veränderungen nachdenken, und da ist es wichtig, die Macht von unten zu stärken. Für mich als Ostdeutsche ist es besonders wichtig, das Mißtrauen abzubauen. Das ist der Teil, den wir augenblicklich hier in die Gesellschaft einbringen. Die Politikverdrossenheit vieler Menschen ist ja auch ein Ausdruck von Mißtrauen gegenüber Personen, die Verantwortung tragen. Das meine ich vor allem in bezug auf die Stasi-Debatte, die für mich immer noch nicht beendet ist und die in dieses Gewaltthema mit hineingehört. Es muß aufgedeckt werden, wie die alte Gesellschaft, aus der ich komme, strukturiert war und wie dort Gewalt ausgeübt wurde. An diesem Punkt ist jetzt meine Aufgabe.

Hagemann-White: Ich will das gerne unterstreichen. Es ist eine Illusion zu meinen, Probleme dieser Art, wie Gewalt in der Gesellschaft, wären in den Griff zu bekommen, wenn man nur ein hohes politisches Amt innehielte. Es ist dann vielleicht möglich, mitzuentcheiden, ob es langfristig mehr Gymnasien oder Gesamtschulen geben wird. Aber über die Intensität von Gewalt in der Schule kann auch ein Kultussenator oder eine Senatorin nicht entscheiden. Es gibt in der Tat gesellschaftliche Probleme, die sich nur von unten angehen lassen – womit wir im übrigen auch Erfahrungen haben.

Rosh: Sie haben geschrieben, Frau Hagemann-White: »Erst heute beginnt sich abzuzeichnen, daß eine andere Gestaltung von Politik die Bedingung für die Aktivität von Frauen ist.« Können Sie uns das erläutern?

Hagemann-White: Vor zehn Jahren, als ich das schrieb, gab es eine lebhaftige Diskussion über die Frage, ob Frauen eine andere Vorstellung von Macht- und Politikgestaltung haben als Männer. Einerseits wird diese Diskussion inzwischen bereits in den etablierten Parteien geführt, wobei auch gesagt wird, man müsse mehr kooperative und weniger konkurrierende Politikformen entwickeln. Andererseits finde ich aber, dies hat kaum an wirklicher Substanz gewonnen. Es ist im wesentlichen dabei geblieben, daß relativ wenig Frauen aktiv in die etablierte Politik und auf höhere Ebenen gelangen. Es gibt zwar eine permanente Ungeduld darüber, aber gleichzeitig wenig Erfolge.

Rosh: Zwar haben wir gelernt, daß der Fortschritt eine Schnecke ist, dennoch gelingt es zweifellos immer mehr Frauen, in politische oder sonstige verantwortliche Positionen aufzurücken – was nicht heißt, daß dies bereits genug wäre. Wie aber läßt sich eine andere Gestaltung von Politik als Bedingung für die Aktivität von Frauen konkret beschreiben? Wie könnte, wie müßte das aussehen, Frau Hagemann-White?

Hagemann-White: Sowohl die Politik als auch die Frauen müßten sich verändern. Und auch die Vorstellung, daß die Frauen sich massenweise in die Politik stürzten, wenn die Politik anders wäre, der Konkurrenzkampf weniger ausgeprägt, die Belastungen anders verteilt wären oder die Ämter in Teilzeit übernommen werden könnten. Das ist eine Täuschung. Diese wechselseitige Veränderung, dieses andere Verständnis von politischer Verantwortung, bedeutet vielmehr, sich aus dem Schneckenhaus der Privatheit hinauszuwagen und diese Verantwortung auch wahrnehmen zu wollen. Mir scheint, wir sind sehr stark in eine Diskussion hineingeglitten, die heißt: Die Frauen werden erst kommen, wenn die Politik anders ist; aber bis dahin brauchen sie wenig an sich zu tun.

Rosh: Wie begründet sich das?

Hagemann-White: Das ist ein Resultat der jahrhundertelangen Verwiesenheit auf die Privatsphäre und der tatsächlichen Verantwortung und Belastung in der Familienarbeit. Hinzu kommt die auch heute noch relativ verbreitete gewohnheitsmäßige Unterordnung in Beziehungen. Das führt dann dazu, daß der Schritt in die Politik, in die Öffentlichkeit, ins Amt – was ja die vollständige Anwesenheit der öffentlichen Person verlangt – für die meisten Frauen nach wie vor sehr schwierig ist. Sie sind aber auch nicht in die Offensive gegangen, um alternative Konzepte zu formulieren und durchzusetzen; sie sind vielmehr dabei verblieben, ganz allgemein Veränderung zu fordern. Wenn wir es wirklich ernst meinen, müssen wir auch sagen, *was* wir wollen und *wie* dieses »anders« beschaffen sein soll. Und in dieser Hinsicht ist m. E. bisher zu wenig geleistet worden.

Rosh: Lassen Sie uns hier eine Zäsur setzen und uns den Fragen aus dem Auditorium zuwenden! Bitte!

Frage: Es geht hier um die Verantwortung von Frauen für den Frieden, und dieses Thema scheint mir noch nicht ausreichend diskutiert. Nehmen wir als konkreten Fall den derzeitigen Krieg in Bosnien-Herzegowina, von dem Frauen angesichts der Massenvergewaltigungen eigentlich besonders betroffen sein müßten. Das ist doch ein besonderes Frauenproblem! Warum hat es als Reaktion darauf keine großen Versammlungen, Aufmärsche von Frauen gegeben?

Hagemann-White: Offensichtlich lacht das Publikum, weil wir denken, diese Verbrechen hätten viel eher bei Männern eine besondere Betroffenheit auslösen müssen! Dies finde ich aber eine sehr ernste Sache: Ich frage, wie ertragen Sie das als Männer, daß Männlich-

keit offenbar darin besteht, dienstlich angeordnete Vergewaltigungen zu vollziehen? Warum gibt es keinen Aufstand der Männer?

Rosh: Die Darstellung ist darüber hinaus auch nicht ganz richtig. Tatsächlich gab es eine sog. internationale Frauensolidarität, und zwar von etwa 1.000 Frauen aus vielen europäischen Ländern, die nach Zagreb gefahren sind, wo ein internationaler Kongreß stattfand, der aus organisatorischen Gründen nur einen Tag dauerte. Es ist allerdings nicht genug geschehen. Und vor allem stimme ich Frau Hagemann-White zu: Viel eher wäre es an den Männern gewesen, weltweit dagegen zu protestieren.

Frage: Ein Feld, über das hier noch gar nicht gesprochen worden ist, ist der Einfluß von Frauen im Bereich der Kindererziehung, d. h. auf ihre Töchter und Söhne einzuwirken, sie zu ermutigen, sich dem Krieg zu verweigern. Es gab und gibt ja auch immer wieder Aktionen von Frauen, in Kriegen tätig zu werden. Beispielsweise die Aktionen der Mütter in Jugoslawien, aber auch in der Sowjetunion, die in die Kriegsgebiete gefahren sind, um ihre Söhne da herauszuholen. Es gab solche Aktionen auch in Argentinien, wo Frauen jede Woche eine Schweigedemonstration unternahmen, um ihre verschollenen, verschleppten Söhne oder Ehemänner gleichsam zurückzuholen oder Auskunft über deren Verbleib zu bekommen. Das ist das eine. Eine andere – vielleicht utopische – Möglichkeit wäre, eine Gesellschaft zu schaffen, in der z. B. Zeit- oder Berufssoldaten keine Frauen mehr finden, wie es ja heute bereits in der Landwirtschaft der Fall ist. Für viele junge Bauern ist es äußerst schwierig, eine Lebenspartnerin zu finden, weil es kaum noch Frauen gibt, die sich auf einem Bauernhof krumm und bucklig schuften möchten. Warum ist es nicht möglich, daß Frauen sozusagen die Losung ausgeben und auch befolgen, wonach solche Männer, die sich dem Kriegshandwerk verschreiben, ihre Anziehungskraft auf Frauen verlieren?

Rosh: Ja, schön wäre es ja! In der Tat scheinen Uniformen einen ungeheuren Eindruck auch auf Frauen auszuüben. Ich kann das zwar nicht nachvollziehen, aber es scheint so zu sein, daß einige Frauen sich davon anziehen lassen. Ich empfinde die Männer in Uniform und Lametta viel eher als komische Figuren.

John: Ich halte den Vorschlag, Frauen sollten sich von Zeit- oder Berufssoldaten fernhalten und andere Ehepartner suchen, für ganz falsch. Denn damit halten wir die Männer nicht davon ab, Soldaten zu werden; nur werden dann die Brutalsten, die Vergewaltiger fast ausschließlich Soldaten. Wenn diejenigen, die empfindsamer sind, die normal sind, die lieben können – die wollen natürlich eine Partnerschaft eingehen –, wenn die sozusagen keine familiäre Atmosphäre gründen können, dann führt das zu einem Phänomen, das wir früher schon beobachten konnten: Jahrelang wurden Polizisten als »Bullen« bezeichnet, bis dann wirklich nur noch diejenigen Polizeibeamte werden wollten, die das aushielten. Und das waren nicht die besten. Ich denke, solange es Armeen gibt, sollten sie sich aus der Normalbevölkerung rekrutieren, aus kritischen Leuten, die sich auch innerhalb des Soldatenberufes mit bestimmten Entwicklungen auseinandersetzen. Und nicht von Leuten, die sozusagen auf eine anomale Schiene gedrängt werden.

Rosh: Noch ein Wort zur Erziehungsfrage. Ich bin da immer auch ein bißchen skeptisch, weil die Söhne, die vergewaltigen und die in den Krieg ziehen, ja auch von Müttern mit erzogen worden sind. Das ist eine schwierige Frage, die mir aber nicht die entscheidende zu sein scheint. Viel wichtiger ist es meiner Meinung nach, sich dem Aggressionspoten-

tial in unserer Gesellschaft, den Ursachen für Gewalt und Nicht-Friedfertigkeit zuzuwenden.

Hagemann-White: Auch ich denke, wir können Veränderung nicht dadurch bewirken, indem wir diese Aufgabe an unsere Kinder delegieren. Das hat noch nie funktioniert. Wir müssen hingegen das schon selbst leben, was wir für richtig halten und dabei auch den Widerspruch ertragen und ihn sichtbar machen zwischen dem, was wir tun können, und dem, was wir nach unserer Überzeugung tun sollten. – Zur Verantwortung will ich aber doch noch etwas sagen. Auf den Gedanken, Vergewaltigung als Frauenproblem zu sehen, habe ich vorhin ein wenig impulsiv reagiert. Natürlich ist mit den Frauenbewegungen und Frauenprojekten eine Atmosphäre mit geschaffen worden, die suggeriert, es könnten und dürften sich ausschließlich Frauen zu Wort melden, wenn es um dieses Thema geht. Die Übernahme von Verantwortung verlangt jedoch auch, daß wir die Männer in diese Fragen einbeziehen, ihnen unsere Erwartungen verdeutlichen. Zwar meine auch ich, daß Vergewaltigung ein Männerproblem ist. Um aber die Frage: »Wie ändern wir das?« zu beantworten, müssen wir einen Dialog zustande bringen über diese Zusammenhänge, ohne daß jeder Mann automatisch in die Defensive gerät und jede Frau es mit Selbstverständlichkeit als Unschuldige sich bequem macht und Vorwürfe erhebt.

Frage: Ich möchte meine Fragen und Diskussionsanregungen auch ans Publikum richten und in drei Komplexe gliedern. Die erste Frage betrifft die Kriminalisierung von Waffenproduktion und Waffenhandel: Warum sind die Waffenproduktion und der Handel mit Waffen nicht genauso ein Verbrechen wie der Handel mit Rauschgift? Zweite Frage: Ist die Produktion von Waffen dennoch möglich, um dem Pazifismus mit Militanz zum Durchbruch zu verhelfen? Wir haben gerade den fünfzigsten Jahrestag der Befreiung des Konzentrationslagers Auschwitz erlebt. Wenn solche Dinge geschehen – diese Frage geht speziell an Frau Bohley –: Sollen wir dabeistehen oder dieses KZ notfalls mit Gewalt beseitigen? Wieviel Waffen braucht man dafür? Auf jeden Fall nicht den blühenden Waffenhandel in der Welt und das Wettrüsten, das ist klar. Aber es gilt nicht als unanständig oder kriminell, mit Waffen zu handeln. Und kein Staat hat je darüber nachgedacht, daß alle Waffenhändler mit der Summe, die der Golfkrieg kostete, in Form von Subventionen hätten abgefunden werden können, wenn sie Saddam Hussein nämlich keine Waffen geliefert hätten. Das heißt, Geld ist ja genug da, man muß es nur anders einsetzen! Und drittens der entscheidende Punkt: Soldaten und Soldatinnen sind Mörder, Fragezeichen. Die Diskussion wird gerade wieder massiv in der Öffentlichkeit ausgetragen. Wenn diese Problematik gemeinsam von Männern und Frauen angegangen werden muß, dann ist es nur logisch, daß auch Frauen Soldatinnen werden können. Daraus folgte dann: Sind Soldaten Mörder/Mörderinnen? Und dann letztlich die Frage: Ist der Soldat nicht ebenfalls ein Vergewaltiger? Auch diese Aussage kann man ohne weiteres in jedem Krieg bestätigt finden. Und Frau Hagemann-White, es ist natürlich die Frage, ob der Befehl zum Artilleriebeschuß auf die Zivilbevölkerung weniger grausam als die Vergewaltigung von Frauen ist! Wenn man das eine tut, warum soll man das andere nicht befehlen? Danke.

Rosh: Eine Frage war an Bärbel Bohley gerichtet.

Bohley: Was Ihren Hinweis auf Auschwitz betrifft, so bin ich nicht der Meinung, daß es nur um Gewaltlosigkeit geht. Wenn ich zu wählen habe, so wähle ich immer die gewaltfreien Mittel, auf die wir auch in den gegenwärtigen Konflikten viel mehr hätten setzen können. Natürlich bin ich dafür, in einem Auschwitz vergleichbaren Fall einzugreifen,

was die Alliierten damals auch hätten tun können, die aber nicht einmal die Krematorien bombardierten. Im ehemaligen Jugoslawien wäre das ebenfalls denkbar, indem man die Alternative formuliert: Zieht euch zurück oder eure Stellungen werden beschossen! Aber immer und zuallererst müssen die gewaltfreien Mittel ausgeschöpft werden, und zwar auch deshalb, weil das, was diskutiert wird, eine für die Gesellschaft prägende Wirkung hat. Diskutiert man den Einsatz von Massenvernichtungswaffen, dann führt es dahin, was wir in der DDR hatten: wir spielten Krieg. In den Rinnstein legen, Füße zum Wirkungsherd, Aktentasche über den Kopf: so überlebst du jeden Atomkrieg! Diese Art der Verharmlosung gab es auch in den USA und überall; sie führt letzten Endes dazu, daß die Schwelle zur Gewalt herabgesetzt wird. Wir müssen dagegen über gewaltfreie Konfliktlösungen nachdenken und reden, ob uns das nun gefällt oder nicht; denn alles andere wird keinen Ausweg zeigen und uns letzten Endes in eine Katastrophe führen. Das ist sehr schwer, aber vielleicht eine besondere Chance für uns Frauen, weil wir nach meiner Erfahrung mehr Geduld als Männer aufbringen.

Rosh: Frau John, sollen Frauen Soldatinnen werden?

John: Sie sind es ja bereits in vielen Ländern. Das ist aber nicht das Problem. Konflikte gewaltfrei zu lösen, bestehende Feindschaften zu versöhnen bzw. in friedliche Bahnen zu lenken: das sind die Aufgaben, die wir angehen müssen. Wie ungeheuer problematisch das ist, sehen wir im Nahen Osten. Welche Kraft muß da von beiden Seiten aufgebracht werden, gegen wieviel Widerstände muß man sich behaupten! Dennoch ist dies ein Beispiel für mögliche positive Entwicklungen, und die sollten uns viel mehr interessieren als die gescheiterten. – Ich will aber noch ein Wort zur Frage nach der Ächtung des Waffenhandels sagen: Wenn es eine Möglichkeit gäbe, durch einen Zauberstreich, eine technische Errungenschaft, einen jedes Stück Metall ortenden Satelliten die gesamte Waffenproduktion mit einem Schlag unmöglich zu machen und wirksam zu verbieten, wäre ich die erste, die zustimmte und auch bereit wäre, Milliarden dafür auszugeben. Wenn es so etwas gäbe! Wunderschön! Und die Küchenmesser könnten wir auch gleich einbeziehen, Plastikmesser funktionieren auch. Aber weil es das nicht gibt, müssen wir politischer, intelligenter und klüger sein. Heute rüsten 90 Prozent der Nationalstaaten oder der Staatenunionen ab. Was aber ist mit den übrigen 10 Prozent? Was ist, wenn Terroristen heute Europa oder Asien mit Atombomben bedrohen, um erpresserisch ihre Ziele durchzusetzen? So fern ist das doch nicht! Insofern sind wir von zuverlässigen Lösungen leider noch weit entfernt. Aber ich hätte sie gern so schnell wie möglich.

Bohley: Dennoch wäre die Ächtung von Waffenexporten ein sinnvoller und wichtiger Schritt in Hinsicht auf wünschenswerte Lösungen. An Waffen mangelt es sicherlich in keinem Land, eher an Brot. Manche Staaten wissen heute sogar nicht einmal, wie sie ihre Waffen loswerden können. Das Verbot von Waffenexporten ist meiner Meinung nach eine Voraussetzung für das friedliche Zusammenleben von Völkern.

Hagemann-White: Die Möglichkeit für Frauen, Soldatinnen zu werden, birgt möglicherweise auch ein Veränderungspotential in sich, aber eben nur dann, wenn die betroffenen Frauen das für sich auch so sehen. Wenn sie damit auch die Verantwortung übernehmen, sich in die Diskussion über die ethischen Implikationen dieses Dienstes oder Berufs einzubringen. Die Position: »Gott sei Dank muß ich als Frau niemals Militärdienst leisten, brauche daher auch nicht darüber nachzudenken«, wäre dann nicht mehr möglich. Das eigentliche Problem ist, daß sich jeder an seinem Ort in der Gesellschaft isoliert und nur

mit dem befaßt, was ihn oder sie unmittelbar betrifft; das andere aber wird ignoriert. Und das schafft sozusagen die Räume, in denen Gewalt immer wieder neu wächst.

Frage: Ich möchte einige Gedanken zum Aufsatz Frau Hagemann-Whites anmerken. Sie haben zum Ausdruck gebracht, daß Sie die Frage der Gewaltbereitschaft oder der Friedfertigkeit nicht so sehr als eine anthropologisch dimensionierte betrachten (die vielleicht Männer und Frauen unterscheidet) und auch nicht in erster Linie als moralische behandeln wollen, sondern als eine Frage nach den Bedingungen einer Friedenspraxis. Da ist jedoch zunächst einmal festzustellen, daß der Gewalteinsatz die Verfügung über Gewaltmittel voraussetzt. Hier sehen wir schon erhebliche Unterschiede zwischen den Staaten, in denen – betrachten wir die Ebene der großen Politik – die Frage des Einsatzes über Gewaltmittel i. d. R. von Einzelpersonen entschieden wird. Der Präsident der USA kann zunächst einmal die Truppen überall hinschicken. Die Frage, ob sie dort bleiben können, wird dann erst im nachhinein vom Parlament behandelt. In anderen Staaten ist das ähnlich. Analog dazu kann man sagen, auch die Frage des Einsatzes einer militärisch organisierten Polizei wird auf andere Weise entschieden werden, als innerhalb einer Polizeiorganisation, in der solche Einsätze in einem größeren Stab oder Kontrollgremium diskutiert werden. Und hier können wir ansetzen: Es muß Öffentlichkeit und Breite der Kontrolle über Gewaltmittel in allen Formen hergestellt werden. Anders ist die Situation in der Kleinfamilie, wo sich die Gewaltfrage reduziert auf das gewaltförmige Verhalten im engsten privaten Raum. Die wird dort tendenziell anders entschieden als in der Gesellschaft oder in größeren familiären Zusammenhängen, die auch größere Kontrollmöglichkeiten, größere Öffentlichkeit garantieren. Ich denke, dieser Aspekt der strukturellen Bedingungen, unter denen so etwas wie eine Friedenspraxis gedeihen kann, ist ein ganz



Begrüßung im Präsidialamt der Universität: Prof. Dr. Rainer Künzel, Prof. Dr. Carol Hagemann-White und Prof. Günter Bierbrauer Ph. D. im Gespräch

Photo: E. Scholz

wichtiger Faktor. Denn viele strukturelle Prämissen unserer Gesellschaft befördern in zahlreichen Fällen gewaltförmiges Verhalten. Meine Frage an Frau Hagemann-White ist nun, ob sich Ihre Überlegungen in diese Richtung hin bewegt haben und – wenn ja – welche Konsequenzen Sie daraus folgern?

Hagemann-White: Seit etwa drei Jahren sind wir hier an der Universität damit befaßt, die Fachbereiche Rechtswissenschaft und Pädagogik zum Thema »Intervention bei Gewalt« zur Zusammenarbeit zu bringen, um gemeinsam nach Möglichkeiten zu suchen, auf welche Weise die Reaktion der Gesellschaft besser koordiniert und interaktiver werden kann. Konkret zeigt sich die Lage derzeit im Grunde genommen folgendermaßen: Wenn eine Frau geschlagen wird, rät man ihr überall, ins Frauenhaus zu gehen, worauf sie dann mit oder ohne ihre Kinder die Wohnung verläßt. Ansonsten kümmert sich eigentlich niemand um diese Situation. Im Frauenhaus ist sie zwar unter anderen Frauen, aber die vorherige Konstellation, die Bedingungen bleiben unverändert. Da ist zu überlegen, wie man unterschiedliche Ebenen und Bereiche der Interventionen, die es in dieser Gesellschaft gibt, derart vernetzt, damit sie einen Zustand verändern können und damit auch öffentlich sichtbar wird: Hier ist eine Mißhandlungssituation, die auch die Nachbarn mitbekommen und von der sie wissen, daß der Mann sich dafür verantworten muß. Auf diese Weise kann die Isolation der mißhandelten Frau ein wenig aufgebrochen werden. Wir könnten in vielen Bereichen sehr viel mehr soziale Phantasie entwickeln, indem wir zunächst genau hinsehen, wo Gewalt unkontrolliert stattfindet, und dann unsere intellektuellen Ressourcen, Ausbildungswege u. ä. gezielt einsetzen, um die Reaktionen der Gesellschaft oder des Gemeinwesens zu verändern und damit auch die genannten strukturellen Bedingungen. Das verstünde ich schon unter Friedenspraxis.

Rosh: Sie haben zwar nur Frau Hagemann-White angesprochen, aber Frau Bohley und Frau John wollen auch etwas dazu sagen.

Bohley: Ich will nur noch einen Gedanken ergänzen. Die seinerzeitige Angst vor einem Atomkrieg war für viele, die sich in der Friedensbewegung engagierten, eine ganz große treibende Kraft, und sie hat schließlich auch die Menschen im Osten, die immer ängstlich waren, auf die Beine gebracht. Diese Angst gibt es heute nicht mehr. Wenn man heute wüßte, daß der Protest einer Million Menschen ausreichte, den Krieg in Tschetschenien zu beeinflussen: ich wäre mir sicher, die bekäme man nicht auf die Beine. Woran liegt das? Meiner Meinung nach daran, daß wir nicht wissen, wofür wir jetzt auf die Straße gehen sollen! Das positive, überzeugende Ziel fehlt. Der Krieg in Tschetschenien und an anderen Orten ist weit weg, und manchmal habe ich den Eindruck, diese Völker führen jetzt stellvertretend für uns Krieg, sozusagen einen Weltkrieg an vielen kleinen Orten der Erde. Und wir halten uns eigentlich heraus. Nicht, indem wir dort keine Armee einsetzen; vielmehr halten wir uns geistig heraus.

Hagemann-White: Dabei sind die Atombomben noch da!

Bohley: Aber es denkt kaum einer daran.

Hagemann-White: Aber ohne Militärblöcke wird man sie nicht einsetzen! Ob das die Phantasie ist?

John: Ich möchte noch einmal auf die Anregung einer »überlegten« Friedenspraxis eingehen, weil ich das für einen richtigen Ansatz halte. Seit 50 Jahren leben wir im Frieden

im Sinne der Abwesenheit von Krieg; der längste Zeitraum hier seit Menschengedenken, worüber wir uns alle sehr glücklich schätzen können. Aber dennoch gibt es auch bei uns Gewalt: Krieg zwischen Männern und Frauen, zwischen Jugendlichen, Menschen verschiedener Nationalität, zwischen Deutschen und Ausländern. Wir alle wissen das und reagieren größtenteils auch sehr empfindlich darauf, denn wir wollen dazulernen. Wir sind sehr aufmerksam, Gewaltakte werden in der Gesellschaft breit diskutiert, indem wir Öffentlichkeit darüber herstellen. Dabei sind die Medien hilfreich, zwar nicht immer in der Form, aber doch hinsichtlich der Empfindsamkeit für derartige Erscheinungen. In Berlin versuchen wir jetzt, gleichsam Lernprogramme zu realisieren, die helfen sollen, Konflikte möglichst friedlich oder ohne Gewalt auch in der Auseinandersetzung zu lösen. Man muß nur wissen wie! Unser Trainingsangebot weist zwei Ansätze auf: Zum einen gehen Polizeibeamte direkt auf die Menschen zu und beraten sie über konkrete Verhaltensregeln als Selbsthilfe bei Bedrohungen. Das reicht von schneller Flucht bis hin zur Erläuterung gezielter, kontrollierter Gewaltanwendung; ein primärer Ansatz, der manchmal sicherlich hilfreich sein kann. Der andere, bessere Ansatz ist der, daß Menschen überall dort, wo sie ausgebildet werden (Schule, Öffentlicher Dienst, Umschulungskurse des Arbeitsamtes, Polizei usw.), lernen, was Vorurteile gegenüber anderen Menschen anrichten, was es bedeutet, wenn ich Angst vor dem Fremden habe. Es gibt da hervorragende konkrete Vorschläge, die gesammelt und umgesetzt werden sollten. Städte und Gemeinden könnten entsprechende Kurse verbindlich einführen für alle die Menschen, die eine Ausbildung absolvieren. Damit würden Bewußtsein und Wille gestärkt, eine gewaltfreie Stadt, gewaltfreie Familien, gewaltfreie Beziehungen zwischen Menschen verschiedener Herkunft zu entwickeln. Mit dieser Friedenspraxis stehen wir allerdings noch ganz am Anfang, denn weiterhin verharren wir meistens in der bequemen Haltung, je nach Gelegenheit die Medien, die Politiker, bestimmte Jugendliche oder die Arbeitslosigkeit für das Anwachsen der zwischenmenschlichen Gewalt verantwortlich zu machen. Das ändert aber nichts!

Rosh: Da war die Wortmeldung einer jungen Frau, die sich aber inzwischen wieder gesetzt hat. Da ist sie ja wieder!

Frage: Ich möchte gern wissen – weil ja immer noch Ressourcen zu verteilen sind – wieviele Gelder für Frauenprojekte, für feministische Friedensforschung zur Verfügung gestellt werden? Frau Hagemann-White kann das sicherlich beantworten!

Hagemann-White: Mit der Friedensforschungsförderung funktioniert das genau so wie mit anderen Forschungsförderungen. Die Wissenschaftlerinnen oder Wissenschaftler stellen Anträge, über die dann befunden wird. Aber abgesehen davon steht es auch allen Studierenden offen, ihre Dozenten und Dozentinnen aufzufordern, sich mit diesen Fragen zu befassen bzw. sie in Seminaren zu behandeln. Daß Studierende hinsichtlich der Seminarthemen überhaupt einen politisch relevanten Wunsch äußern, ist leider sehr aus der Mode gekommen; zu meiner Zeit war das etwas anders. Aber es ist nicht nur eine Sache des Geldes, sondern auch die Frage, was man eigentlich von denjenigen verlangt, die ihren Lebensunterhalt mit der Lehre verdienen. Welche Problembereiche sind für sie wichtig? Das betrifft auch die eigene Verantwortlichkeit! Besuchen Studierende z. B. eine mit Friedensforschung befaßte Lehrveranstaltungen nur deshalb, weil sie gerade angeboten wird, oder ist es ein Thema, das ihnen am Herzen liegt? Und wenn derartige Themen nicht angeboten werden, warum sagen sie nicht zu ihren Dozentinnen oder Dozenten: »Wenn ich hier studiere, will ich aber auch, daß Sie sich mit dieser Thematik auseinander-

setzen! Das fände ich spannend!« Also: Förderung kann von oben, aber auch von unten kommen.

Rosh: Eine letzte Frage!

Frage: In der bisherigen Diskussion ist meiner Meinung nach die vom Staat ausgehende strukturelle Gewalt zu wenig berücksichtigt worden. Beispiel: Kriegsdienstverweigerer. Die könnten durch staatliche Gesetze im Ernstfall gezwungen werden, zur Waffe zu greifen. Dazu meine Frage an die Referentinnen: Halten Sie das für kritikwürdig, und – wenn ja – sehen Sie eine Möglichkeit, dies zu ändern?

John: In Berlin werden wir mit einem ganz konkreten Problem hinsichtlich dieses Themas konfrontiert. In der Stadt befinden sich sehr viele serbische und auch kroatische Staatsbürger, die als Kriegsflüchtlinge gekommen sind. Nach den Plänen der Innenminister der Länder sollen diese bis April d. J. in ihre Heimat zurückkehren. Vielleicht kommt es nicht dazu, weil es eigentlich gar nicht geht. Aber immerhin, so ist es geplant. Viele Betroffene beteuern, daß sie nicht zurückgehen können, weil sie sich dem Militärdienst durch Desertion entzogen haben und nun mit harter Bestrafung rechnen müssen. Das geben sie als ein Abschiebe- oder Ausweisungshindernis an. Dahinter steht eine ganz wichtige, die Europäische und auch die Weltgemeinschaft direkt betreffende Frage: Muß nicht die Völkergemeinschaft, zumindest aber die Europäische Union, den Schutz dieser Menschen garantieren können und sagen: Wer hierher kommt, den sind wir bereit aufzunehmen? Wer desertiert, macht Krieg unmöglich. Wir haben die Genfer Flüchtlingskonvention. Wir beschützen Menschen, die begründete Angst davor haben, in ihren Ländern verfolgt zu werden. Ich weiß, daß vieles dabei unrealistisch ist. Die Bundesrepublik ist hin- und hergerissen und weiß nicht genau, was sie machen soll. Sie kann das Problem auch nicht allein lösen, weil dann sehr viele Menschen nach Deutschland kämen – womit wir überfordert wären. Die Europäische Gemeinschaft will von einer solchen Frage nichts wissen; es ist aber wichtig und notwendig, dieses Problem auf internationaler Ebene vertraglich zu lösen.

Bohley: Ich kann dem nur zustimmen! Aber noch ein Wort zur staatlichen Gewalt: Als Mensch, der in der DDR aufgewachsen und dort in die Friedensbewegung gegangen ist, hat man natürlich ein Stückchen Anarchie im Herzen, und das heißt immer auch, die staatliche Macht so klein wie möglich zu halten. Da greift man natürlich auch schon mal zu gewaltfreien Aktionen, wie die seinerzeitige Besetzung der Normannenstraße. Ich denke, solche Aktionen sind sehr wichtig und sollten nicht unterschätzt werden, weil sie einen politischen Willen zum Ausdruck bringen, der auf einer nicht staatlich etablierten Ebene gewachsen ist, der auf diese Weise erstmals deutlich und schließlich bis in die Parlamente getragen wird. Ich glaube, daß wir uns augenblicklich in einer Situation befinden, die riesige Umbrüche auf allen Gebieten bringen wird. So gibt es den Sozialismus nicht mehr, und an vielen Stellen in Deutschland entsteht eine Art moderner Sklaverei. Ich denke da z. B. an den Mädchenhandel oder an die zahlreichen Vietnamesen, die für Pfennige arbeiten müssen. Das sind Erscheinungen, die plötzlich extreme Gewalt auf einer ganz ungewohnten Ebene produzieren. Wir stehen offensichtlich auf allen Ebenen vor neuen Fragen, und wir sind wahrscheinlich deshalb auch so zögerlich in unseren Antworten, weil wir uns die Probleme erst einmal bewußt machen müssen und nur gemeinsam neue Antworten, Lösungen suchen können. Die Gewaltfrage wird uns in den nächsten Jahrzehnten unendlich beschäftigen, und zwar auch deshalb, weil sie etwas mit dem

Recht, mit der Verteilung von Privilegien und Macht zu tun hat. Deshalb sind auch solche Veranstaltungen wie dieses *Osnabrücker Friedensgespräch* so wichtig; und es ist auch wichtig, daß sich junge Leute dem Wehrdienst verweigern. Übrigens tröstet es mich, daß die Zahl der Wehrdienstverweigerer ständig steigt, obwohl es keine wirksame Friedensbewegung mehr gibt.

Rosh: Ich habe gelesen, Deutschland sei das Land mit der höchsten Quote an Wehrdienstverweigerern. Vielleicht tröstet Sie das heute abend noch mehr, Frau Bohley!? Frau Hagemann-White, bitte!

Hagemann-White: Sie wissen wahrscheinlich alle, daß die Kandidatur von Bill Clinton fast daran gescheitert wäre, daß er in den Ruf eines Deserteurs gekommen war. Zu einer internationalen Vereinbarung gehört auch, daß quer durch die Gesellschaft das Desertieren, wenn es um Krieg geht, positiv besetzt und akzeptiert ist. Davon sind wir noch weit entfernt. Die staatliche Gewalt ist nicht zu unterschätzen, aber wir haben – auch in der Person von Bärbel Bohley – die Erinnerung daran präsent, daß ein Polizeistaat mit friedlichen Mitteln zur Selbstauflösung gebracht werden kann. Daß bestimmte historische Bedingungen hinzukommen müssen, ist auch klar. Dennoch ist das eine ungeheure und unvergeßliche Ermutigung! Andernfalls hätten wir nur die Möglichkeit, staatliche Gewalt wiederum mit Gewalt verändern, einschränken, auflösen zu können, was in der Geschichte immer wieder der Fall gewesen ist. Deshalb ist es richtig, daß wir über die Gesellschaft insgesamt reden, über das, was wir Menschen in unserem täglichen Leben akzeptieren, nicht akzeptieren, anerkennen und nicht anerkennen. Das Ausmaß an Polizei- oder Staatsgewalt, das ausgeübt werden kann, hängt auch davon ab, wie legitim diese Gewalt in der Bevölkerung empfunden wird. Nicht nur, aber auch.

Rosh: Dank an Sie alle! Von Ihnen, Frau Hagemann-White, habe ich heute einen Satz gelernt: »Frauen müssen sich ändern!« Diese Aufforderung nehme ich jedenfalls u. a. aus dem heutigen Abend mit. Dafür danke ich Ihnen!